

Radio und Fernsehen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1986)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hochsprache und/oder Mundart

Selbstgefertigte Bildungsschranken

Seit in der deutschen Schweiz die Mundartwelle grassiert, breitet sich bei unseren welschen Miteidgenossen die Sorge aus, daß sich für französisch- und italienischsprechende Landsleute eine unüberwindliche Sprachbarrikade aufbaut. Mundartwellen sind in der deutschen Schweiz schon früher aufgetaucht, so auch vor dem Zweiten Weltkrieg. Die jetzige hat ihren Ursprung in den sechziger Jahren, als die ersten Berner Liedermacher bekannt wurden. Dann griff sie rasch auf die Medien Radio und Fernsehen über, und für die Mundart besonders geeignet ist natürlich das Lokalradio. Radio und Fernsehen beziehen immer häufiger den Hörer in ihre Sendungen ein, und die Gespräche wickeln sich meistens über das Telefon ab, wobei die Mundart als unsere Umgangssprache natürlich gegeben ist.

Ob man die Mundart als Primitivsprache der einfachen Leute abtut und ihr das Schriftdeutsch als Hochsprache der Gebildeten gegenüberstellt oder ob man sie einfach als natürliche Umgangssprache aller bezeichnet, darüber scheint bei den Wissenschaftlern keine einheitliche Meinung zu bestehen. Sicher ist auf jeden Fall, daß die Mundart immer mehr Bereiche erobert, in denen früher das Schriftdeutsche sozusagen selbstverständlich war. Ob der Schweizer durch diese Entwicklung ein immer schlechteres Deutsch schreibt oder nicht, auch darüber scheint es keine einheitlichen Auffassungen zu geben.

Diese Entwicklung verhindert aber nicht, daß die Verständigungsschwierigkeiten für französisch- und italienischsprechende Miteidgenossen größer werden, wenn in gemeinsamen Gesprächen die Deutschschweizer die Mundart anwenden, ja daß die Welschen und Tessiner sich sogar fragen, warum sie die deutsche Hochsprache noch lernen sollen, wenn sie sie im eigenen Land gar nicht anwenden können. Oder sollen sie zusätzlich noch einige deutsche Mundarten lernen?

Für den Deutschschweizer ziemt es sich eigentlich, auf Minderheiten Rücksicht zu nehmen und sich in solchen Fällen der Schriftsprache zu bedienen. Die Zeiten, in denen es Radioreporter gab, die eine Reportage gleichzeitig in den drei Landessprachen machen konnten, und jeder Zuhörer begriff, worum es ging, gehören wohl endgültig der Vergangenheit an.

Nicolas Jaquet

Radio und Fernsehen

Deutsch sollte man können!

Im Kulturbericht von Radio DRS 2 war im Monat Januar die Rede von Kunstmuseen und Kunsthallen. Der Redner schilderte ihre Aufgaben und forderte Kunsthallen, „weil die lebenden Künstler haben zu wenig Ausstellungsmöglichkeiten“.

Daß Fremdsprachige eine solche Wortfolge wählen, ist durchaus begreif-

lich, denn sie entspricht der Satzbildung in ihrem Idiom. Im Deutschen aber — wie übrigens im Lateinischen — gehört das Verb nach hinten. Zu denken gibt allerdings, daß es nichts zu kritteln gäbe, wenn ‚weil‘ durch ‚denn‘ ersetzt worden wäre. Ein weiterer Ausweg bestände in der Trennung des Satzgefüges in zwei Hauptsätze, verbunden mit Doppelpunkt oder Strichpunkt und natürlich ohne ‚weil‘.

Hans Herold

Aussprache

Nochmals: „Über einen s-pitzen S-tein ge-s-tolpert“

(Vgl. Heft 4 und 5, 1985, S. 115 und 116 bzw. S. 142)

Nach den Beiträgen von Paul Stichel und Hans Sommer in Heft 4 des „Sprachspiegels“ und dem Beitrag von Karl Marquardt in Heft 5 möchte auch ich mich zu der „falschen“ Aussprache von *s-t* und *s-p* zu Wort melden.

Ich als „Deutschländer“ (Jakob Christoph Heer), gebürtig aus dem Braunschweigischen, aber kein Spitz-S-Sprecher, maße mir nicht an, das Sprechen von *s-t* und *s-p*, wie Karl Marquardt es tut, als falsch zu bezeichnen. Ich finde es ärgerlich, wenn man sich, wie es oft geschieht, z. B. über Politiker aus dem norddeutschen Raum, mokiert, weil sie *s-t* und *s-p* sprechen; so etwa Helmut Schmidt, Hans Apel, Ernst Breit (wobei die Couleur keine Rolle spielt), deren Sprechweise im ganzen das Hochdeutsche ist, jedoch mit regionaler Spracheigentümlichkeit. Wohl ist die Aussprache von *scht* und *schp* am Wortanfang hochsprachlich, aber unterschiedliche Sprechweisen aller Art gibt es überall im Anklang an die jeweilige Mundart beim Sprechen des Hochdeutschen. Und ist es wirklich falsch, wenn man echte Fremdwörter so spricht, wie sie in ihren angestammten Sprachen gesprochen wurden und werden? Soll es doch jeder halten, wie er es für richtig hält. Ein Altsprachler wird eher vom S-til als vom Schtil sprechen. Wer Sctockholm sagen will, soll es tun. Wenn man diese Stadt, wie am Ort gesprochen, S-tockholm nennt, sollte man dies auch gelten lassen. Bei Nennung der Shakespeare-Stadt Stratford kann ich mir allerdings ein Schtratford nicht vorstellen. Aber ich gebe zu, daß aus dem Munde eines Sprechers, dem man die Zugehörigkeit zum süddeutschen Sprachraum anmerkt, S-parmaßnahmen gestelzt klingt. Darin hat Karl Marquardt recht. Außerdem geht dort, wo man in verschiedenen Landesteilen Norddeutschlands noch *s-t* und *s-p* spricht, diese Sprechweise kontinuierlich zurück. Diese Entwicklung fördern zu wollen, wäre ebenso nicht möglich wie sie zu unterdrücken; denn Sprachen sind immerwährend einer Wandlung ausgesetzt. Wenn Hans Sommer sagt, „einer unserer Sprecher hat die unnatürlich hyperkorrekte Aussprache mit dem spitzen S eingeführt, und nun breitet sich die Unsitte epidemisch aus“, hätte man diesen Satz vor ein paar hundert Jahren entsprechend umkehren können: Da haben die Alemannen und Schwaben ihre eigentümliche hypermundartliche Aussprache mit dem Zischlaut *sch* eingeführt, und dann breitete sich die Unsitte epidemisch aus.

Vor einigen Jahren las ich von einem Autor, dessen Name mir entfallen ist, eine Abhandlung zu diesem Thema, die ich nachstehend mit einigen eigenen Zutaten nur dem Sinn nach wiedergeben kann. Sie möge geeignet